

Bibliographischer Hinweis sowie Verlagsrechte bei den online-Versionen der DD-Beiträge:



**Halbjahresschrift für die Didaktik
der deutschen Sprache und
Literatur**

<http://www.didaktik-deutsch.de>
2. Jahrgang 1997 – ISSN 1431-4355
Schneider Verlag Hohengehren
GmbH

Albert Bremerich-Vos

**KLEINER STREIFZUG DURCH
NEUE BZW. NEU AUFGELEGTE
GRAMMATIKEN**

In: Didaktik Deutsch. Jg. 2. H. 2. S. 90-96.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. – Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden.

Albert Bremerich-Vos

KLEINER STREIFZUG DURCH NEUE BZW. NEU AUFGELEGTE GRAMMATIKEN

Hans Jürgen Heringer: *Deutsche Syntax - Dependentiell*, Tübingen 1996.

Günther Drosdowski u.a.: *Duden - Die Grammatik*, 5. Auflage, Mannheim u.a. 1995.

Peter Gallmann, Horst Sitta: *Deutsche Grammatik*, Zürich 1996..

1970 schrieb Hans Jürgen Heringer ein kleines Buch, eine dependentielle „Deutsche Syntax“. Sie war aber nicht rein dependentiell. „Und darum hatte ich immer die Idee, es einmal zu überarbeiten und rein dependentiell zu machen. Das hat lange gedauert, und im Lauf der Jahre ist etwas ganz anderes daraus geworden, ein neues Buch.“ (11) Mittlerweile ist die Syntax-, allgemeiner: die Grammatik-Landschaft dicht besiedelt. Es gibt eine ganze Reihe „großer“ und eine Unzahl von Spezial-Darstellungen. Wo da das neue Buch verorten? „Es ging mir vor allem darum, dem Benutzer syntaktische Denke nahezubringen. Darüberhinaus gibt es natürlich die wichtigsten Infos zur deutschen Syntax, allerdings manchmal so kondensiert und vielleicht versteckt, daß der parallele Gebrauch einer großen Grammatik sich als Kontrastprogramm rentiert.“ (12) Heringer wendet sich gegen Bestrebungen vieler Syntaktiker ihr Feld immer weiter auszudehnen. Er hält am Primat der Semantik fest und versteht syntaktische Regularitäten als „Generalisierungen und Petrifizierungen semantischer Regularitäten. Darum empfiehlt es sich auch, die Zahl syntaktischer Regeln möglichst klein, die Regeln möglichst weit zu halten. Diesen Ansatz könnte man als minimale Syntax bezeichnen.“ (31) Der Regelapparat (265ff) mutet dann auch etwas ärmlich an. Zu ärmlich? Heringer hätte m.E. gut daran getan, seinen Hegemonieverdacht exemplarisch zu erhärten, an Beispielen aus großen Grammatiken zu belegen, inwiefern hier *zu viel* syntaktifiziert wird. Solche Belege finden sich nicht, und so ist nicht recht entscheidbar, ob die minimale Syntax Resultat einer weisen Selbstbeschränkung oder aber nur eine arme Verwandte ist, die man getrost reichhaltiger hätte ausstatten können.

Auf einen detaillierten Vergleich des konstitutionellen und des dependentiellen Ansatzes lässt Heringer sich nicht ein. Er begnügt sich mit dem Hinweis, dass beide Konzepte Unterschiedliches leisten. Seine Version ist oberflächennah, lexemorientiert, kommt also ohne höhere Kategorien aus, und regelorientiert, geht also nicht von der Lexikonstruktur aus. Zur Ermittlung der Kategorien und der Strukturen werden vier Operationen namhaft gemacht: Kommutation, Exklusion (Elemente einer Kategorie exkludieren sich an einer Position), Koordination (Elemente, die koordinierbar sind, gehören zur gleichen Kategorie) und Deletion (weglassbare Elemente sind dependent, nicht-weglassbare dominieren). Obwohl als Grundoperation nicht genannt, spielt auch die Verschiebeprobe eine zentrale Rolle, und zwar bei der Ermittlung von Phrasen als Grundeinheiten der Topologie. Ich greife die Deletion heraus. Heringer gibt als Beispiel den Satz „Er erfährt

es“. Nach Tilgung von „erfährt“ resultiert der abweichende String „Er es.“ Also sei „erfährt“ dominant, „er“ und „es“ seien dependent. Natürlich ist es so, dass auch nach Tilgung von „er“ und „es“ jeweils ein abweichender String resultiert. Heringers Auskunft: „Die Definition klärt nicht in allen Fällen, welche Elemente dominieren und welche dependent sind. Dies gilt besonders, wenn zwei Elemente nur gemeinsam vorkommen. In diesen Fällen greifen zusätzliche Prinzipien vom Phrasenaufbau über Kopfbedingungen bis hin zur Eleganz des Gesamtsystems. [...] Eine vorgängige Definition der Abhängigkeit ist nicht gegeben.“ (34f) Diese Auskunft, die immerhin die Grundrelation der Syntax betrifft, ist m.E. ausgesprochen dünn. Ist es nicht prekär, wenn in die Definition von „Abhängigkeit“ Gesichtspunkte eingehen, die man als ästhetisch einstufen kann („Eleganz“)? Wieder vermisste ich exemplarische Argumentationen. Wie soll ich so „syntaktische Denke“ lernen?

Die Dependenzsyntax enthält Zeichen für lexikalische Kategorien, Dependenzregeln, Lexikonregeln und Regeln für den Aufbau von Lexikon-Einträgen. Heringer postuliert sechs phrasenbildende Hauptkategorien (Verb [V], Nomen [N], Adjektiv [A], Determinierer [D], Präposition, Äquation), vier Nebenkategorien (Adverb, Partikel, Konjunktion, Subjunktion) und eine Kategorie „Satzwörter“. Darüber hinaus kommen zahlreiche Subkategorien vor. Die Dependenzregeln bestehen aus einem Regens an der Spitze und den dependenten Kategorien, die ihm in Eckklammern folgen, z.B. „V [N,~N]“ und „N [D,A,~]“, wobei die Tilde den Platz für das Regens hält. Die Lexikonregeln zählen alle Lexeme einer Kategorie auf: N_{pro} {ich, du, sie, er, ...}. Schließlich die Lexikoneinträge: Für das Verb „übermitteln“ z.B. ist als lexikalische Kategorie eingetragen „V_val_!nom_dat_!akk“, wobei die Ausrufezeichen besagen, dass Nominativ- und Akkusativergänzungen obligatorisch sind, die Dativergänzung dagegen als fakultativ verstanden wird. In einem sogenannten Frame ist festgehalten, dass die Nominativergänzung die semantischen Merkmale HUMAN und AGENS hat, dass für die Ergänzung im Akkusativ eine PROPOSITION, eine dass-Klausel (d.h. ein dass-Nebensatz) oder eine w-Klausel in Frage kommt und dass für die Dativ-Ergänzung Merkmale wie HUMAN und RECIPIENS zu veranschlagen sind. Vorgesehen sind auch noch eine „Szene“ unter dem Titel „Kommunikation“ mit den Rollen „Sender“, „Empfänger“, „Inhalt“ und „Träger/Medium“ und ein Eintrag „Bedeutung“, der in diesem Fall lautet „Act_Communicate_Performance usw.“. (42) Die Darstellung ist allenfalls andeutend, die zentralen Termini wie „Frame“, „Szene“ usw. werden kaum erläutert, und vieles - m.E. allzu vieles - bleibt offen: „Dabei ist immer die Frage, wie tief der Eintrag gehen soll. Wieviel spezielle syntaktische Information kann er übernehmen? Soll der semantische Teil bis zum enzyklopädischen Wissen gehen, also Szenen- und Skriptwissen aufnehmen? Oder soll man auf die Abgrenzung von sog. semantischem und enzyklopädischem Wissen vertrauen? Diese Fragen sind hier nicht im Detail zu erörtern. Wir begnügen uns mit Skizzen möglicher Formate. In jedem Fall bleiben derartige Einträge schematisch, semantische Feinheiten beachten sie nicht.“ (43) Warum keine Erörterung der verschiedenen Wissensarten? Warum keine Debatte darüber, welche Art von „Schematismus“ noch produktiv ist, welche nicht mehr? Hier geht es ja nicht um Lap-

palien. Heringer verfährt ausdrücklich regelorientiert, nicht lexikalistisch. Zugleich betont er aber immer wieder, wie wichtig das „Idiosynkratische“ ist, das im Lexikon beschrieben wird. So befördert er den Eindruck, dass er auch lexikalisch argumentieren könnte, wenn er nur wollte. Das Grammatikunternehmen bekommt damit einen dezisionistischen Beigeschmack, der ihm m.E. nicht gut tut.

Vieles wäre im Detail anzumerken: Beeindruckend finde ich z.B. die Erörterung des Valenzbegriffs (156ff), insbesondere die Unterscheidung verschiedener Arten von Ellipsen. Wieso glaubt Heringer aber z.B., die Kategorie des Personalpronomens gehöre zur Kategorie des Nomens? Es stimmt ja nicht, dass Personalpronomina der ersten und zweiten Person mit substantivischen Nomina kommutieren, wie er behauptet (58). Vielmehr kommen sie niemals in derselben Umgebung vor. Warum setzt er eine lexikalische Kategorie Äquation an, die nur fünf Mitglieder hat („als“, „wie“, „für“, „außer“, „statt“), die überdies oft noch zu anderen Kategorien gehören? Warum polemisiert er gegen eine als „traditionell“ etikettierte „funktionale“ Sicht auf Nebensätze, die deren Satzgliedstatus betont (210), ohne erstens einzuräumen, dass im Rahmen dieser Sicht auch - wie bei ihm selbst - die Nebensatzeinleiter eine große Rolle spielen, und zweitens zu bemerken, dass auch er immer wieder auf den Satzgliedstatus von finiten und infiniten „Klauseln“ zu sprechen kommt?

Vor Jahren hat Hans Jürgen Heringer dafür plädiert, endlich die Wortbildung freizugeben. Für sich hat er sie freigegeben, und für meinen Lesergeschmack ist das eine Wohltat. Die Frage, ob die dependentielle Syntax aber auch inhaltlich überzeugt, steht m.E. auf einem anderen Blatt. Im Vergleich mit einer großen Grammatik, z.B. der von Eisenberg, erscheint sie in der Tat als „minimalistisch“. Dass dies ein Ehrentitel ist, müsste erst noch gezeigt werden. Schmerzlich vermisst habe ich, was Heringer doch zweifellos bieten könnte: ein materialreiches, Pro und Contra von Fall zu Fall sorgfältig wägendes, also exemplarisches grammatisches *Argumentieren*.

Neu aufgelegt wurde 1995 die Duden-Grammatik. Die 5. Auflage präsentiert man als „völlig neu bearbeitet“. Über dieses Etikett kann man streiten. Wenig Änderungen finden sich nämlich in den umfangreichen Beiträgen von Hermann Gelhaus zu den Wortarten, von Hans Wellmann zur Wortbildung und von Horst Sitta zum Satz. Helmut Henne hat einen Beitrag „Wort und Wortschatz“ beigesteuert, der Helmut Gipperts Text „Der Inhalt es Wortes und die Gliederung der Sprache“ ersetzt. Wo in der 4. Auflage von 1984 Max Mangold über den Laut und Gerhard Augst über den Buchstaben handelten, finden sich jetzt zwei Kapitel aus der Feder von Peter Eisenberg: „Der Laut und die Lautstruktur des Wortes“ und „Der Buchstabe und die Schriftstruktur des Wortes“. Entfallen ist ein von Christian Winkler verfasster Abschnitt zur Klanggestalt des Satzes, neu hinzugekommen ein „Ausblick“ „Vom Wort und Satz zum Text“.

Die Duden-Grammatik ist eine Resultats-Grammatik. Grammatische Argumentationen werden nicht im Detail vorgeführt, und das Für und Wider einzelner Kategorisierungen und Regelformulierungen bleibt normalerweise außer Betracht. Im Vorwort heißt es: „Im engeren Sinne ist der Gegenstand der Duden-Grammatik das System der deutschen Standardsprache, dasjenige System von Regeln, das den einzelnen sprachlichen Äuße-

rungen zugrunde liegt.“ Grammatik wird als gegebenes Objekt verstanden, und die Duden-Regeln sollen wohl als Formulierungen der Regeln begriffen werden, die den Äußerungen „zugrunde liegen“. Man kann eine solche Auffassung von Grammatik als objektivistisch einstufen, und man wundert sich nicht, dass sie im Duden vertreten wird, nach wie vor *der Autorität in Sachen Sprachauskünfte*. Gleichwohl wäre eine andere Version plausibler, wonach grammatische Regeln keine Abbildungen sind, sondern Konstruktionen relativ zu bestimmten Zwecken, Resultate von Handlungen, nicht „Protokolle“ von objektiv Gegebenem.

Der konstruktive Charakter des Grammatikschreibens kommt vor allem dann in den Blick, wenn verschiedene Versionen „desselben“ vorliegen. Das ist z.B. bei der Wortartenlehre der Fall. Im alten Grammatik-Duden von 1984 figurierte „Partikel“ nach einem Vorschlag von Hans Glinz als Oberbegriff für Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen (345). Adverbien, so hieß es 1984, sind ihrer Form nach unveränderlich und „in der Regel“ Satzglied oder Attribut beim Substantiv, beim Adjektiv oder beim Adverb. Sie dienen vor allem dazu, „die Umstände eines Geschehens, einen Sachverhalt näher zu kennzeichnen.“ (345). Näherhin werden Lokal-, Temporal-, Modal- und Kausaladverbien unterschieden. Als Unterkategorie der Modaladverbien tauchen Abtönungspartikeln auf (351f), mit denen der Sprecher/Schreiber „seine Verwunderung, seine Verärgerung, seinen Zweifel, seine Resignation u.ä.“ ausdrücke (351). Die Terminologie ist nicht eben glücklich: Einmal fungiert „Partikel“ als Oberbegriff für alle Nichtflektierbaren, dann wieder als Grundwort eines Kompositums, das „nur“ ein Unterbegriff des Begriffs „Modaladverb“ ist.

Im neuen Duden wird nun gleichsam eine neue Wortart geboren. Als Oberbegriff hat „Partikel“ ausgedient; als Ersatz dient der Ausdruck „Nichtflektierbare“. „Partikel“ wird vom Hyperonym zum Kohyponym; damit wird ein Teil dessen klassifiziert, was früher den Adverbien zugeschlagen wurde. Die Definition lautet: „Allen Partikeln gemeinsam ist, daß sie der Form nach unverändert auftreten, daß sie ... keine eigentliche ([nenn]lexikalische) Bedeutung haben oder jedenfalls bedeutungsarm sind und daß sie - anders als Präpositionen und Konjunktionen - keine grammatische Funktion haben. Charakteristisch für alle Partikeln ist, daß sie nicht als Satzglieder auftreten können, weder als notwendige Ergänzungen noch als freie Angaben.“ (369) Früher hieß es, Adverbien (einschließlich der Partikeln in der neuen Version) seien *in der Regel* Satzglieder oder Attribute. Heute ist davon die Rede, Partikeln könnten *niemals* Satzgliedstatus haben. Beide Versionen sind logisch miteinander verträglich. Die frühere Version schloss ja nicht aus, dass es Adverbien ohne Satzglied- bzw. Satzgliedteil-Status gibt. Die neue Version schließt nicht aus, dass Partikeln Attributstatus haben (können). Es wäre interessant, dem definitorischen Wandel, der damit angezeigt ist, im einzelnen nachzugehen. Im neuen Duden selbst wird er nicht thematisiert. In einer Fußnote heißt es zwar: „Der grammatische Ausdruck Partikel, eigentlich ‘Teilchen’ [...], wird häufig auch übergreifend für alle unflektierbaren Wörter verwendet, also als Oberbegriff für Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen, Gesprächswörter, Interjektionen u.ä.“ (369) Dass, was „häufig“ gelten soll, auch auf den alten Duden von 1984 zutrifft, wird aber

verschwiegen. Wäre damit eine Diskontinuität eingestanden, von der man vielleicht annimmt, sie sei der Autorität des Duden abträglich?

Ich halte die neue Version für glücklicher als die alte, zumal die Partikeln jetzt auch einsichtig subkategorisiert werden in Grad-, Fokus-, Abtönungs- usw. Partikeln. Bedauerlich ist aber, dass die neue Terminologie dudenintern nicht recht zur Kenntnis genommen wurde. So ist z.B. im Kapitel über den Satz von einer Satzpartikel „gestern“ („Gestern ist er angekommen.“) und „dort“ („Dort haben sie elendes Wetter.“) die Rede (627). Im Licht der neuen Terminologie handelt es sich hier aber gar nicht (mehr) um Partikeln (im Sinne eines Oberbegriffs), sondern um Adverbien (als - neuen - Kohyponymien zu Partikeln). Weitere Belege dieser Art lassen sich ausfindig machen. Insofern ist der neue Duden terminologisch partiell nicht konsistent.

Eine ausführliche Rezension hätte das von Helmut Henne neu verfasste Kapitel über „Wort und Wortschatz“ verdient. Hier kommen u.a. neuere semantiktheoretische Konzepte zu ihrem Recht, u.a. Putnams Stereotypensemantik. Der Duden ist um Modernität bemüht, zugleich aber - wie gesagt - immer auch darum, ein beruhigendes Maß an Kontinuität zu demonstrieren. Ohne sie hier entfalten zu können, möchte ich in diesem Kontext die folgende Behauptung wagen: Die Betonung des Moments der Kontinuität führt dazu, dass Aspekte der Sprachinhaltforschung weiterhin im Zentrum stehen und dass immer noch eine starke Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese (im Sinne eines Sprachdeterminismus) vertreten wird (540); diese Hypothese ist aber weder mit den meisten Versionen einer Merkmalssemantik noch mit Putnams Semantik noch mit einer Frame-, Skript-oder dgl. Semantik verträglich, die Henne allesamt darstellt. Er hätte m.E. gut daran getan, auf diese Unverträglichkeit hinzuweisen.

„Neu“ machen den Duden vor allem die Kapitel, die Peter Eisenberg beigesteuert hat. Auf Details kann hier nicht eingegangen werden. Ich greife einen Aspekt heraus, dem Eisenbergs besondere Aufmerksamkeit gilt, das sogenannte Silbengelenk. Silbenkerne sind - sogenannte Explizitlautung vorausgesetzt - vokalisch. Gibt es zwischen zwei Kernen einen Konsonanten, so gehört er zur zweiten Silbe: erste Behauptung. Betonte Silben mit ungespanntem (d.h. in etwa: kurzem) Vokal als Kern sind im Deutschen niemals offen, sie haben mindestens einen Konsonanten im Endrand: zweite Behauptung. In einer Wortform wie „Mutter“ gehört demnach das „t“ gemäß der ersten Behauptung zur zweiten Silbe; nach der zweiten Behauptung bildet es aber den Endrand der ersten Silbe. Der „Versöhnungsvorschlag“, den Eisenberg im Einklang mit anderen Phonologen wie etwa Theo Vennemann präsentiert, lautet so: Das „t“ gehört zu beiden Silben gleichzeitig, die Silbengrenze liegt innerhalb des Konsonanten, den man in diesem Fall „Silbengelenk“ nennt. Dass das „t“ - ein einzelnes Segment - im Mündlichen zu beiden Silben gehört, wird schriftlich im Gros der Fälle durch eine Verdopplung des jeweiligen Graphems ausgedrückt. Die Pointe dieser Ansicht liegt auf der Hand: Die gängige und in allen Sprachbüchern propagierte Lehrmeinung, wonach die Verdopplung von konsonantischen Graphemen die (relative) Vokalkürze anzeigen, wäre nicht mehr zu halten. Die Verdopplung würde vielmehr Silbengelenke markieren. Man nehme die kurzen Wörter „in“, „von“, „um“, „ab“. Nach alter Lesart handelt es sich um Ausnah-

men, denn die Vokale sind jeweils kurz und betont. In der Silbengelenklesart sind es reguläre Fälle, denn die Konsonanten sind hier allesamt keine Silbengelenke. Wie verhält es sich aber mit „wenn“, „wann“, „denn“, „dann“? Diese Exempla scheinen für die Vokalkürze-Ansicht zu sprechen und im Rahmen der Silbengelenk-Theorie nur als Ausnahmen begreifbar zu sein. Eisenberg argumentiert hier etymologisch. Ursprünglich habe es sich um Zweisilber gehandelt („wannen“, „dannen“). Insofern greife die Silbengelenk-Theorie auch hier, wenn auch nicht synchronisch, sondern „nur“ diachronisch.

Die didaktischen und methodischen Implikationen der Silbengelenk-Theorie sollten m.E. in Zukunft intensiv bedacht werden. Dabei wäre vor allem zu prüfen, welches Gewicht Konzepte wie „Explizit“ und „Standard-Lautung“ zukommt (48ff). Diese Konzepte sind schriftnah, möglicherweise nichts anderes als Konstrukte dessen, der die Lautsprache mit der Brille des Schriftkundigen liest. Die („traditionellen“) Konzepte von Vokallänge und -kürze dagegen lassen sich m.E. ausschließlich im Mündlichen verankern. Auf schriftsprachliche Kompetenz muss hier nicht gesetzt werden. Insofern ist vielleicht didaktisch-methodisch die „alte“, auf Vokallänge setzende Version weiterhin vorzuziehen, während linguistisch betrachtet der Theorie des Silbengelenks möglicherweise ein Prä gebührt?

Peter Gallmann und Horst Sitta haben 1996 eine überarbeitete und ergänzte Version ihrer „Deutschen Grammatik“ vorgelegt, die erstmals 1986 und dann wieder 1990 erschienen ist, damals noch mit dem - mittlerweile getilgten - Untertitel „Orientierung für Lehrer“. Nach wie vor soll das Buch aber einen Gebrauchswert haben im Kontext „einfacher Fragen, die sich im Zusammenhang mit Grammatik stellen, nicht zuletzt in der Schule [...].“ (4) Gelte doch (nach wie vor), dass u.a. der Duden „in der Praxis oft als nicht hilfreich genug empfunden“ werde und dass die dort angebotenen „Lösungen für Normalprobleme nicht handlich und nicht übersichtlich genug“ erscheinen (3).

Was die Wortartenlehre angeht, so verfahren Gallmann und Sitta weiterhin nach dem Vorbild des alten Dudens von 1984; sie ignorieren also die neue Version, wonach - wie gezeigt - „Partikel“ nicht mehr als Oberbegriff für die Nichtflektierbaren verstanden wird, sondern als Ko-Hyponym zu Konjunktion, Präposition und Adverb. Sie halten nach wie vor dafür, dass Partikeln zu bestimmten seien als „Wörter, die weder nach dem Tempus noch nach dem Fall (Kasus) verändert werden können [...].“ (27) Adverbien fassen sie als Restgruppe, d.h. als Partikeln, die weder Präpositionen noch Konjunktionen noch Interjektionen sind. Es scheint also - mit Verlaub - so zu sein, dass die neue Duden-Version nicht einvernehmlich, sondern per Mehrheits-Entscheid zustande gekommen ist, zumindest gegen ein „Minderheitenvotum“ von Horst Sitta.

Gallmann und Sitta betonen, dass sie vor allem um „eine möglichst saubere Trennung von Form, Funktion und Inhalt“ bemüht gewesen seien, die sie im Feld der Satzgliedlehre markanter als früher praktizieren wollten. (3) Satzglieder, „klassisch“ definiert als diejenigen Wörter bzw. Wortgruppen, die sich innerhalb des Satzes nur geschlossen verschieben lassen (101), werden in einem ersten Schritt formal über die Wortart ihres Kerns bestimmt. Es resultieren die folgenden Gruppen: Nominalgruppen, Adjektiv- und

Partizipgruppen, Adverbgruppen, Präpositional- und Konjunktionalgruppen. M.E. ist hier eine Frage zu gewärtigen, der man zu wenig Aufmerksamkeit widmet: Wie gelangt man auf der Basis von Operationen, deren Stellenwert man mit Recht besonders unterstreicht, zur Festlegung des Kerns? Die Tilgungsprobe führt hier ja nicht selten in die Irre, zuweilen ist sie auch irrelevant, ein für die Schulgrammatik gravierender Sachverhalt, den auch Heringer - wie angedeutet - nicht genügend beachtet. In „Der Alte ging an einem Stock“ (102) z.B. soll „der Einfachheit halber“ der Artikel zusammen mit der Nominalisierung zum Kern der Nominalgruppe gerechnet werden. Nun kann „Alte“ getilgt werden, ohne dass der Satz - bei einschlägigem Kontext - ungrammatisch würde. Aus einer Tilgung des Artikels resultiert aber ein ungrammatisches Gebilde. Könnte man demnach nicht annehmen, dass der Artikel und nicht das Nomen der Kern ist? So verhält es sich zwar nicht. Die Frage macht aber deutlich, dass die Bestimmung des Kerns einer Wortgruppe (bzw. einer Phrase in anderer Terminologie) ein voraussetzungsreiches Geschäft ist, dessen Komplexität hier m.E. nicht hinreichend bedacht wird. Von daher fällt nach meinem Eindruck auch Licht auf die Unterscheidung von Form, Funktion und Inhalt. Zumaldest die Rede von der Form müsste erheblich differenziert werden. Das wird u.a. deutlich, wenn es um eine formale Subklassifizierung der Nebensätze in Konjunktional-, Pronominal- und uneingeleitete Nebensätze und in Nebensatzäquivalente (satzwertige Infinitiv- und Partizipgruppen) geht (120ff). Inwiefern ist bei „Er sagt, es sei vorbei“ die Bestimmung des Nebensatzes als uneingeleitet „formal“? Formt man um, erhält man „Er sagt, dass es vorbei sei.“ Dass diese Umformungsprobe, die dem Novizen in der Regel schwer fällt, hier angesagt ist, befördert die Einsicht, dass es sich um einen Nebensatz handelt, dem - anders als seinem Äquivalent - ein Einleitungswort abgeht. Soll man angesichts dessen davon sprechen, dass die *Abwesenheit* eines solchen Wortes ein „formales“ Merkmal ist? Zweifel sind m.E. angebracht, übrigens auch dort, wo man ein initiales Vorkommen z.B. von „weil“ als „formal“ verbucht. Kommt es hier nicht auf „Inhaltliches“ an? Signalisiert mir das „weil“ nicht, dass es um eine kausale Relation geht? Wie dem auch sei.

Es versteht sich, dass eine detaillierte Darstellung und Bewertung der Grammatiken hier nicht zu leisten ist. Streifzüge leisten einem schiefen Bild Vorschub. Es wird herausgepickt, was nicht unbedingt zentral ist, und es wird das Kleine kritisiert, wo doch auch das Große zu loben wäre. Immerhin: Studierende des Lehramts weisen, auf ihre Grammatik „biografie“ hin befragt, immer wieder darauf hin, daß sie in ihrer Schulzeit miteinander konkurrierende grammatische Ansichten bzw. Terminologien gar nicht zur Kenntnis bekamen. So befestigte sich bei ihnen der Eindruck, es gebe nur eine einzige grammatische Beschreibung. Die Präsentation von Varianten und die Erörterung des Für und Wider, die nicht auf ein dichotomisches „Richtig“ oder „Falsch“ hinausläuft, mag eine neue Gelassenheit befördern. Sie ist vielleicht die emotionale Basis für das oft beschworene entdeckende Grammatik-Lernen, das wenn schon nicht oder nur vereinzelt in der Schule, dann doch im Hochschulunterricht angebahnt werden sollte.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Albert Bremerich-Vos, Purweider Weg 28, 52070 Aachen